

nur ein solches Etwas-Seiendes erkennbar ist, nicht erkennbar aber, was nicht etwas, nicht etwas Bestimmtes ist. Die präzise Deutung dieses Axioms und die Abwehr zahlreicher Missverständnisse in der Auslegungstradition sind der Kern der Arbeit.

Das Sein ist also das Kriterium des Erkennens, daran muss sich das Denken orientieren, es ist dem Denken nichts Äußerliches, nicht *das Andere des Denkens* (z. B. 146). Zugleich wird einsichtig, dass nicht ein Einzelgegenstand der Maßstab sein kann, an dem erkannt wird, was er ist, sondern dass das Denken anhand seiner Kriterien prüft, was ein konkreter Gegenstand ist. Das von Parmenides aufgewiesene Denkaxiom ist für die Philosophie(geschichte) revolutionär und im Anspruch radikal (103). Es macht die Suche – um nur auf einige Konsequenzen hinzuweisen – nach einer Substanz in den Dingen gegenstandslos ebenso wie die vielen Vorbehalte gegen das (meist falsch verstandene) aristotelische Widerspruchsaxiom (vgl. bes. 127-134, 190-199).

Methodisch greift S. einen Ansatz der antiken Interpretationslehre auf, wonach es die wichtigste Aufgabe einer Interpretation ist, „dass man zuerst den *skopós* [kursiv im Original], die argumentative Zielsetzung und Darstellungsintention eines Textes zu ermitteln versucht.“ (83) Durchgängig klärt S. jeweils ein – möglicherweise fehlgreifendes – Vorverständnis, das einen sachadäquaten Zugang zum parmenideischen Text versperren könnte. Als hermeneutische Hilfe zieht er die bei Platon und Aristoteles weiter ausgearbeiteten Überlegungen und Argumentationen zur Problematik heran, die immer wieder diskutiert werden.

Ein bereits 2016 gedruckter Beitrag zu Homer: „Das Fremde verstehen. Was wir von Homer lernen können“ (207-214) beschließt das Buch. Die thematische Verbindung zum

Vorausgehenden besteht v. a. darin, dass – so S. – unsere Vorerwartungen auch bei Homer einem Verstehen des Fremden im Wege stehen. S. widerlegt mit vielen Stellen, die homerischen Menschen seien noch ganz in den Konventionen der Gesellschaft und ihrer traditionellen Werte und Regeln der Gemeinschaft gefangen gewesen oder in ihrem Handeln gänzlich bestimmt vom Wirken der Götter in ihnen. Als wesentliche Ursache diagnostiziert er die Tendenz, vergangene oder auch gegenwärtige, uns fremde Kulturen im Horizont dessen zu deuten, was wir für eine Errungenschaft erst der eigenen Kulturstufe halten. Davon abweichende Einstellungen und Verhaltensweisen würden dann schnell und pauschal als Beleg für eine kategoriale Entgegensetzung genommen.

Zusammenfassend: S. legt mit dem ersten Band seiner „Ontologie der Antike“ eine glänzend geschriebene Einführung in die gesamte Thematik vor und eine Interpretation des parmenideischen Lehrgedichts, die philologische Präzision mit philosophischer Erschließungskraft vorbildlich verbindet. Leserinnen und Leser, die sich auf die von S. rekonstruierten Grundeinsichten parmenideischer und antiker Ontologie einlassen, finden zudem zahlreiche Hinweise auf Lösungsansätze zu vielen Aporien und skeptischen Zweifeln, in die sich die Moderne verstrickt hat. Den beiden Folgebänden zu Platon und Aristoteles sieht man mit Vorfreude entgegen.

BURKARD CHWALEK

Roeske; Kurt (2023): *Der frei gewählte Opfertod der Iphigenie. Euripides' Tragödie Iphigenie in Aulis, Übersetzung, Interpretation und Rezeption in Literatur und Kunst mit Bildanalysen von Alfonso Mannella*, Würzburg, Königshausen & Neumann, 280 S., EUR 24,80 (ISBN 978-3-8260-7968-9).

Stellen Sie sich vor, sie kennen Iphigenie nur als Gestalt der Mythenrezeption in der Neuzeit und möchten gerne mehr über die Hintergründe erfahren. Kurt Roeske (K.R.) wendet sich mit seinem neuesten Buch wieder auch und zuerst an eine solcher Art interessierte Leserschaft: Wissbegierig, belesen, nicht unbedingt Insider auf dem Gebiet der antiken Literatur. Sie macht er zunächst mit der Tragödie des Euripides bekannt, die er selber neu und sehr lesbar übersetzt und behutsam kommentiert.

Zu seiner Übersetzung schreibt er, er habe sich bemüht, „den Text in eine gut verständliche deutsche Prosa zu übersetzen“ (S. 12), die dann aber doch so prosaisch wiederum gar nicht ist. Das mag eine kleine Leseprobe zeigen:

Vv. 1220-1230; K.R. 2023, S. 158

Ich war die erste, die dich „Vater“ nannte, war dein erstes Kind.

Als erste habe ich auf deinem Schoß gesessen, wir zeigten einander, wie sehr wir uns liebten.

Du sagtest zu mir „Kind, werde ich dich einmal glücklich sehen im Haus deines Gatten, sehen, wie du meiner würdig froh und angesehen lebst?“

Ich erwiderte, indem ich deinen Bart gefasst hielt,  
den ich auch jetzt mit meiner Hand berühre:  
„Und wie werde ich dich sehen? Werde ich dich, wenn  
du alt bist,  
liebepoll in meinem Haus willkommen heißen, Vater,  
und dir die Mühen vergelten, die du, als ich heranwuchs,  
für mich aufgewendet hast?“

In dem von mir vorgelegten Übersetzungsbeispiel wird eine vertrauensvolle familiäre Szene ins Gedächtnis gerufen, die bis heute diejenigen, die sich mit dem Text auseinandersetzen, ihn

lesen, hören oder (im Theater) „sehen“, unmittelbar anspricht: Das Kind, das auf dem Schoße seines Vaters sitzt, ihn am Bart kraut und andere Zärtlichkeiten austauscht, dazu ein Gespräch der beiden über das Thema „Wenn du einmal groß bist ...“. Auch während Iphigenie aus ihrer Erinnerung heraus davon erzählt, liebkost sie ihren Vater und streichelt ihn an seinem bärtigen Kinn (V. 1227).

Die Neu-Übersetzung lässt schon alleine dadurch, dass sie in einem unserer Zeit angemessenen Deutsch verfasst ist, das Augenmerk neu und zuweilen auch anders auf den – vielleicht doch schon – vertrauten Inhalt lenken. Eigentlich ist es die Tragödie selber, die K.R. so auf die Leser\*innen wirken lässt. Und dabei zeigt sich wieder einmal, dass die antiken Texte auch auf Lesende mit „Vorerfahrung“ ähnlich einem Wimmelbild immer wieder frisch und lebendig wirken und neu gelesen und verstanden werden können. Dazu kommt, dass selbstredend jeder Mensch, der einen Text übersetzt, seinen eigenen Blick auf den Text und die dargestellten Personen mit in die Übersetzung hineinbringt. Dass K.R. sich mit seinem Blick auf die Personen teilweise deutlich von Schiller, dessen Übersetzung der Tragödie manchem Leser vertraut sein dürfte, abhebt, zeigt er in einem eigenen Kapitel im Anschluss an seine eigene Übersetzung.

Es ist faszinierend, wie bei dieser „Neulektüre“ etwa auch der Charakter des Agamemnon wieder deutlich ambivalent-problematisch zu Tage tritt und sich von den Charakteren des Achill oder der Klytāimnestra, besonders aber von dem seiner Tochter Iphigenie abhebt: Agamemnon, der sich einerseits trotz seiner Liebe zu seiner Familie schon in die größte Ausweglosigkeit hineinmanövriert hat, und sich andererseits immer weiter hineinmanövriert und am Ende sogar behauptet, wenn er seine

Tochter nicht opfere, würden alle griechischen Männer „von den Barbaren <ihrer> Ehefrauen mit Gewalt beraubt werden“ (Vv. 1274-1275).

Auch wenn die Handlung, die dem Mythenkreis rings um den trojanischen Krieg entstammt, in unserer Lebenswelt nicht vorstellbar zu sein scheint, bleiben doch menschliche Grundeigenschaften, die neu dazu auffordern, sich mit ihnen auseinanderzusetzen und zumindest für sich selber, ganz im Sinne des Aristoteles, „Klarheit“ zu gewinnen, eine Katharsis durchzumachen.

Und was treibt Iphigenie, diese junge lebensfrohe Frau dazu, sich ihrem Schicksal zu ergeben, von dem es doch fraglich bleibt, ob es sich überhaupt um ein unausweichliches Schicksal handelt? Sie, die im Grunde ein Opfer der Hybris ihres Vaters ist, den sie doch liebt. Fügt sie sich kraft dieser Liebe und bar eines eigenen Willens dem Vater, der sie instrumentalisiert? Oder ist sie am Ende die wirklich Starke? Aber sie ist alles andere als eine patriotische Heldin. Sie wägt ab und wählt das kleinere Übel. K.R. überlässt es jedoch den Lesenden, ihr eigenes Resümee zu ziehen, und bindet sie damit in den Prozess des Verstehenwollens und -sollens mit ein. Wie unfassbar bleibt uns das Handeln des Vaters? Mindestens so unfassbar, wie das des Protagonisten aus „Iphigenie in Aulis“ des amerikanischen Dramatikers Neil LaBute aus dem Jahre 1999. Auch dort tötet ein Vater sein Kind aus einer scheinbar ausweglosen Notlage heraus. K. R. stellt das Werk am Ende seines Bandes in seiner Auswahl von Rezeptionsdokumenten dar. Unter der Überschrift „Der frei gewählte Opfertod für die Gemeinschaft“ kontrastiert K. R. die Opferbereitschaft der Iphigenie mit Beispielen aus der (Literatur-) Geschichte: Die Töchter der Erechtheus und Marcus Curtius als Beispiele der Überlieferung aus der griechischen

und römischen Antike, Jephthas Töchter und Jesus Christus aus dem biblischen Kontext. Die Beispiele zeigen, dass die Problematik einer Selbstaufopferung so alt wie die Menschheit ist und sich aus ganz unterschiedlichen Lebenssituationen und letztlich auch aus andersgearteten Motiven heraus entwickelt. – Damit ist auch dieser Aspekt bis heute (natürlich) nicht aus der Welt, selbst wenn er uns fremd erscheint.

Dem Hintergrund der Iphigenie-Handlung widmet K. R. dann zwei kurze Kapitel mit Blick auf Agamemnons Charakterzeichnung im ersten Gesang der Ilias sowie Agamemnons Auslegung des Götterspruchs, der angeblich Iphigenies Opferung verlangt, bei Aischylos. In einem „Ausblick“ finden sich später Hinweise auch auf die Fortsetzung der Iphigenie-Handlung im antiken Mythos bzw. in der Tragödie, die den mythischen Stoff verarbeitet. So wird ein weitgehendes Textverständnis ermöglicht und gesichert.

Damit komme ich zurück zu denjenigen Lesern, die K. R.s Buch vielleicht auch deswegen lesen, weil sie Iphigenie aus der Rezeption kennen, aus der Literatur, der Kunst oder der Musik. Wie in seinen anderen Büchern, die ich rezensieren durfte, finden wir im ganzen Buch eine Fülle von Rezeptionsbeispielen aus der darstellenden Kunst seit der Antike, die einerseits die Textaussagen ergänzen, andererseits aber auch – von Alfonso Mannella – ausführlich interpretiert werden. Wieder bestätigt sich meine Beobachtung, die ich schon in Bezug auf das Neulesen des Textes gemacht hatte: Die Fülle der Bildauswahl und der Zusammenhang, in die sie gestellt wird, zeigt verschiedene Aspekte und eröffnet neue Sichtweisen. Die Rezeptionsbeispiele aus der Musik werden nur genannt, nicht besprochen, was auch sicherlich den Rahmen des vorliegenden Buches deutlich gesprengt hätte.

Von den Rezeptionsdokumenten aus der Literatur habe ich das Drama von Neil LaBute bereits erwähnt. Als weiteres Beispiel stellt K. R. die „Iphigenie in Aulis“ von Gerhart Hauptmann aus den Jahren 1940-1943 vor und stellt deutliche Bezüge zu Euripides her, v. a. bei der Einbettung in die jeweiligen Lebenswirklichkeiten der Autoren, die durch Aufruhr und ein Auseinanderbrechen von Systemen, die (scheinbar) Halt gaben, gekennzeichnet waren. Angesichts dieser Beobachtungen scheint K. R. zu Recht zu befürchten, dass auch in unserer Gegenwart, in der vieles aus den Fugen gerät, Kräfte zum Zuge kommen könnten, die wir für überholt gehalten haben. Euripides bringt das Versagen der Führungselite auf die Bühne. – Die aus zwei Gründen versagt, einerseits aus Machtgier und Egoismus, andererseits, weil sie sich von der Masse treiben lässt. Euripides hält seiner Zeit einen Spiegel vor. So besehen ist K. R.s Buch, ist die Einladung zur Neulektüre der „Iphigenie“ und der Auseinandersetzung mit ihr, eine Mahnung. Wenn wir uns an Iphigenie ein Beispiel nehmen sollen, dann darin, dass wir uns immer zu der Situation, in der wir uns vorfinden, verhalten, dass wir uns entscheiden müssen. Das ist nicht immer der bequemere Weg; das hat auch Euripides, der so viele Antikriegsdramen verfasst hat, gewusst und schon den Menschen seiner Zeit einen Spiegel vorgehalten. Heute geht es darum, auch und gerade in unserer Zeit die Menschlichkeit zu bewahren.

Am Ende des Buches finden sich neben Anmerkungen sowie Quellen- und Literaturverzeichnis vor allem ein Register mit antiken Personen- und Ortsnamen mit kurzen Erklärungen, je eine graphische Übersicht zu dem Geschlecht der Aiakiden und dem der Tantaliden / Pelopiden / Aiakiden, ergänzt durch eine Aufstellung der Frevel, die das tragische Geschehen in diesen Familien immer wieder einholten. So kann man

sich beim Lesen, sollte man einmal den Faden verloren haben, gegebenenfalls immer wieder schnell orientieren.

Insgesamt handelt es sich also um ein sehr lesenswertes Buch, das einerseits für „Quereinsteiger“ und Leser\*innen mit wenig Vorkenntnissen sehr interessant sein dürfte, das aber auch Menschen, die meinen, sich schon gut mit der „Iphigenie“ auszukennen, mit großem Gewinn gelesen werden kann und entsprechend Freude bereiten dürfte.

KATHARINA WAACK-ERDMANN

*Janka, M. / Stierstorfer, M. (2021): Collins, Suzanne: Die Tribute von Panem auf Lateinisch. De sortibus Pani tributis. Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von Markus Janka und Michael Stierstorfer, Stuttgart, Philipp Reclam jun. Verlag GmbH, 224 S., EUR 9 (ISBN: 978-3-15-019646-5).*

*De sortibus Pani tributis* – wieder nur eine neue lateinische Übersetzung eines Bestsellers? Wie es sich herausstellt, sind die hier übersetzten „Tribute von Panem“ von Suzanne Collins nicht nur ein „neues Glied in der Kette“ von Übersetzungen, sondern haben aufgrund ihres Inhalts durchaus ihre Berechtigung, in der lateinischen Sprache zu erscheinen. Prof. Dr. Markus Janka und Dr. Michael Stierstorfer haben 2021 im Reclam-Verlag ausgewählte Szenen der gesamten Trilogie ins Lateinische übersetzt und den inhärenten, inhaltlichen Bezug zur Antike herausgearbeitet. Letzteres zeigt sich in der Einleitung, die direkt und explizit auf die inhaltliche Nähe der „Tribute von Panem“ zur Antike hinweist, diese Bezüge in vier verschiedene Kategorien ordnet und somit eine übergeordnete Struktur bereitstellt. Diese Kategorien von Antikeanleihen betonen sehr bedacht den Facettenreichtum davon, wie Collins mit antikem Material gearbeitet hat,